

Triumph des Herzens

„DURCH IHN, MIT IHM
UND IN IHM“

PDF - Familie Mariens

2018 (I)

Nr. 146

Der marianisch - eucharistische Weg

Liebe Freunde und Wohltäter, liebe Leser, voll Freude dürfen wir Euch mitteilen, dass vier Brüder unserer Gemeinschaft am Immaculata-Fest, dem 8. Dezember 2017, zu Priestern geweiht wurden. Die vier jungen Männer haben sich an diesem Tag im Augenblick der Weihe dem Makellosen Mutterherzen geweiht, denn mit Maria wollen sie ihren priesterlichen Weg gehen. So liegt es auf der Hand, dass die erste Ausgabe unseres *Triumph des Herzens* im neuen Jahr 2018 ein marianisch-priesterliches Gepräge trägt. Ihr wisst, das Priestertum, die Priestermutterschaft und der gelebte priesterliche Geist in den Familien, bei Leidenden und Kranken, bei Jugendlichen und selbst bei Kindern sind unserer Gemeinschaft ein Herzensanliegen - in diesen verwirrten, schwierigen Zeiten mehr denn je!

Mögen uns die Beiträge dieser Ausgabe ermutigen, weiterhin für die Priester und um neue Berufungen zu beten und bewusst manches Opfer für sie zu bringen! Denn wir sehen ja alle mit Sorge, wie zunehmend schwer es für junge Menschen ist, einen ersten entscheidenden Schritt hin zur Ganzhingabe an Gott zu tun bzw. dem eingeschlagenen Weg zum Priestertum, zum gottgeweihten Leben auch treu zu bleiben. Dabei möchte man kaum meinen, welch unvergleichlich mächtigen Schutz die Gottesmutter dem Berufenen schenkt!

Eine einzige Hl. Messe, in Liebe gefeiert, und eine einzige Hl. Kommunion, in Liebe empfangen, ist unendlich kostbarer als alle Gebete und Opfer unseres ganzen Lebens. Welch großes Geheimnis des Glaubens ist doch die Hl. Eucharistie, die nur der Priester kraft seiner Weihe bei jeder Wandlung hervorbringen darf!

In Amsterdam sagte die Mutter aller Völker, demütig auf den eucharistischen Herrnweisend: *„Bevor der Herr Jesus Christus Seines natürlichen Todes starb, gab Er euch das große Mysterium, das große Wunder eines jeden Tages, jeder Stunde, jeder Minute. Er gab Sich selbst. Nein, Völker, nicht einen Gedanken, sondern Sich selbst, unter der Gestalt von einem Stücklein Brot, unter der Gestalt von Wein. So will der Herr alle Tage zu euch kommen. Große Dinge stehen bevor. Die Welt ist in Verfall. Völker, denkt doch an das tägliche Wunder, das der Herr Jesus Christus euch geschenkt hat! Er hat es euch gegeben, damit ihr es täglich erleben sollt. Wisst ihr wohl, was ihr versäumt? Das tägliche Opfer muss wieder mitten in diese verfallene Welt kommen.“*

Ja, der eucharistische Herr will Sich jeden Tag schenken: durch Priester nach Seinem Herzen, durch Männer des Gebetes, durch Opfernde am Altar, die bereit sind, selbst eine Opfergabe der Liebe zu werden, denn sie sollen ja in ihrem Leben verwirklichen, was sie als Zelebranten bei diesem überaus feierlichen Moment beten: *„Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm ist Dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“*

Wenn Sich der lebendige Jesus durch die Hände des Priesters dem Vater aufopfert, sind auch wir als priesterliches Volk aufgerufen, das Unsrige auf die Patene zu legen, bis hin zum kleinsten Opfer, das dann durch IHN, mit IHM und in IHM unendlichen Wert bekommt! Das ist das Geheimnis der priesterlichen Berufung eines jeden Menschen!

Titus Zeman - Märtyrer der Berufungen

Am 30. September 2017 wurde in Bratislava der Salesianer Don Titus Zeman in Anwesenheit aller slowakischen Bischöfe, vieler Priester und Ordensleute und unter dem Jubel von 25 000 Gläubigen aus dem ganzen Land seliggesprochen.

Die Freude darüber ist für unsere Gemeinschaft umso größer, als der neue Selige mit dem Leben zweier unserer Schwestern direkt verbunden ist. Wie Titus Zeman (1915-1969) stammen Sr. Sophie und Sr. Bertilla nämlich aus dem schönen Ort Vajnory nahe Bratislava. Während ihrer Ausbildung zur Krankenschwester spürten beide erstmals ihre Berufung, und dankbar sagt Sr. Sophie rückblickend: *„Ich bin überzeugt, dass auch wir Früchte des Martyriums des sel. Titus sind.“*

Wenige Wochen vor der Seligsprechung besuchten wir Anfang September 2017 Veronika, die 87-jährige leibliche Schwester von Don Titus. Lebhaft erzählte sie uns, als sei es gestern gewesen: *„Titus war der Älteste von uns zehn Kindern. Wir waren eine liebevolle, aber sehr arme Familie, die in einem einzigen Zimmer lebte. Morgens ging niemand aus dem Haus, ohne zuvor gebetet zu haben. Auch am Abend beteten und sangen wir immer gemeinsam.“*

Jedes Jahr im Mai machten die Bewohner von Vajnory eine Fußwallfahrt zur Schmerzensmutter nach Šaštín. Titus, er war damals zehn Jahre alt, wollte auch mit, wurde aber schwerkrank. So bat er seinen Onkel und alle seine Tanten, für ihn und in seinem Namen bei der Schmerzensmutter zu beten. Als die Wallfahrer heimkehrten, wurde er, wie durch ein Wunder, augenblicklich gesund. Wenig später vertraute er der Mutter an: *„Mama, ich möchte Priester werden. Die Muttergottes hat meine Bitten erhört, die ihr die Pilger von mir überbracht haben. Ich möchte in Šaštín*

Salesianer werden. Das habe ich der Schmerzensmutter versprochen: Wenn ich gesund werde, werde ich Priester.“

So ging er mit zwölf Jahren zu den Salesianern nach Šaštín und besuchte deren Schule. Die Eltern verkauften einen Acker und lebten noch genügsamer, damit ihr Sohn studieren konnte. Ja, sogar Geld musste sich die Familie dafür leihen, das sie erst nach der Primiz ihres Ältesten vollständig zurückzahlen konnte.

Mit 16 Jahren trat Titus freudig ins Noviziat der Salesianer ein, und nach seinem Theologiestudium an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom sowie in Chieri bei Turin wurde der 25-jährige Slowake am 23. Juni 1940 in der Turiner Maria-Hilf-Basilika glücklich zum Priester geweiht.

Die festliche Heimatprimiz feierte Don Titus Zeman am 4. August 1940 in Vajnory. Übrigens verbindet den Opa unserer Sr. Sophie, Matej Pilný, mit diesem Primiztag ein besonderes Gnadenerlebnis: Der damals 15-jährige Matej hatte am Vortag bei der Getreideernte geholfen, obwohl es ihm gesundheitlich sehr schlechtging. Völlig überanstrengt, spuckte er am Abend Blut. Trotzdem aber zwang er sich anderntags auf, weil er unbedingt am Nachmittag den Primizsegen empfangen wollte. Als Don Titus ihn dann segnete, war er augenblicklich geheilt. Die beiden freundeten sich an, und später war der zehn Jahre jüngere Matej Pilný trotz der kommunistischen Gefahr stets bereit, seinen

verehrten Priesterfreund Titus mit dem Motorrad überallhin zu fahren, wohin das Apostolat ihn rief.

Der erste Einsatzort führte Don Titus ins Oratorium der Salesianer in Bratislava. Dann wurde er Lehrer am Bischöflichen Gymnasium in Trnava, wo er schon damals allen durch sein Streben nach Heiligkeit und durch sein tugendhaftes Leben auffiel. Seine hilfsbereite herzliche Art ließ ihn unter den Salesianern viele Freunde finden. Seine Zöglinge verstand er anzuspornen und zu leiten. Obwohl Don Titus immer „nur“ einfacher Kaplan blieb, übte er durch seine Liebe großen Einfluss auf sie aus, denn er erzog mehr durch Güte und gutes Beispiel als durch Strenge.

Alle Schüler fanden in ihm einen wahren Vater - froh, ja humorvoll und sportlich -, der ab und zu auch mit ihnen Fußball oder Tischtennis spielte. Kein Wunder, dass viele auf dem Weg zum Priestertum seinem leuchtenden priesterlichen Vorbild folgten!

Im Jahr 1946 fand alles ein jähes Ende. Don Titus wurde auf Anordnung der Kommunisten fristlos aus dem Schuldienst entlassen, da er sich weigerte, die Kreuze aus den Klassenräumen zu entfernen. Aber nicht nur das! In der Nacht half er, alle Kreuze wieder aufzuhängen. Zu seiner Mutter sagte er darüber: *„Ich bin der Diener Christi, meines Herrn, und ich soll Ihn nicht an meinem Arbeitsplatz haben? Dann habe ich dort auch nichts mehr zu suchen.“*

In der „Barbarischen Nacht“ im April 1950 wurden alle 247 Männerklöster in der Tschechoslowakei beschlagnahmt, aufgelöst und die dort lebenden fast 3000 Ordensmänner in Sammelklöster, Gefängnisse und Lager deportiert. Dasselbe passierte im Herbst mit 670 Frauenklöstern. Von 11 900 Ordensfrauen kamen 10 000 (!) in Konzentrationsklöster.

Don Titus Zeman war in besagter schrecklicher Nacht in der Pfarrei Šenkvice und entging deshalb der Verschleppung. Nach seiner außergewöhnlichen Rettung durch Gottes Vorsehung reifte in Titus der Wunsch, seinerseits die verbliebenen Salesianer-Berufenen zu retten und den jungen Mitbrüdern zur Flucht zu verhelfen, damit sie weiterstudieren konnten. Schon im Sommer 1950 schleuste Titus zunächst eine

Gruppe von sechs Salesianern und einen Diözesanpriester heimlich über die Grenze, durch Österreich über den Brenner bis nach Turin. Und sogar noch im selben Jahr, im Spätherbst, brachte er mit dem Segen des Ordensoberen weitere 28 (!) Ordensmänner auf abenteuerlichen Wegen dorthin. Doch schon der Beginn der zweiten Reise gestaltete sich mehr als schwierig. Das Seil, das zum Überqueren des Flusses gespannt worden war, riss. Das Schlauchboot hatte ein Loch, und erst nach vier Stunden konnten sich alle Seminaristen durchnässt, erschöpft und ohne ihre wenigen Habseligkeiten auf die österreichische Seite retten. Don Titus selbst verlor entkräftet und unterkühlt das Bewusstsein. Mit ihrem bloßen Atem gelang es seinen Mitbrüdern, ihn zu erwärmen. Als der 35-Jährige endlich die Augen aufschlug, war seine erste Frage: *„Sind alle gerettet?“* Am Fest Allerheiligen erreichte die slowakische Gruppe dann den 2500 Meter hoch gelegenen Bergpass bei Innichen und musste sich in den Dolomiten mühsam durch meterhohen Schnee kämpfen. Man reichte sich helfend die Hände und klammerte sich haltsuchend an Felsen. Endlich heil in Turin angekommen, eilten alle auf kürzestem Weg in die Maria-Hilf-Basilika, um zu danken. Unter Tränen bezeugte Don Titus: *„Wir haben am eigenen Leib erfahren, was Don Bosco sagte: ‚Wenn ihr der Gottesmutter, der Hilfe der Christen, vertraut, werdet ihr Wunder erleben.‘“*

*S*chwierigkeiten und Gefahren konnten den seeleneifrigen Priester von weiteren Plänen nicht abschrecken, hatte Don Titus doch die Hoffnung, dass die Seminaristen, die nun in Turin studierten, einmal als Priester in die Slowakei heimkehren oder als Missionare das Wort Gottes in die Welt hinaustragen würden. Nichts war ihm dafür zu viel! *„Auch wenn ich mein Leben verlieren sollte, wäre es nicht umsonst gewesen, wenn wenigstens einer all derer, denen ich geholfen habe, an meiner Stelle Priester würde.“* Trotz seines Gottvertrauens kannte Titus Zeman aber auch Angst. Bei der Hl. Messe holte er sich deshalb immer wieder Kraft und Mut: *„Es ist unsere Pflicht, bereit zu sein, für die Brüder das Leben hinzugeben. Was haben*

wir zu fürchten? Man mag es falschen Heldenmut nennen, vielleicht Wahnsinn, Unvernunft. Ich nenne es Pflicht, die mir meine Ordensoberen übertragen haben. Ich bin

dafür vor Gott verantwortlich. Ich habe mich mit meinen Oberen beraten, und sie gaben mir ihren Segen, den ich als den Segen Don Boscos selbst erachte.“

Ein Kreuzweg beginnt

Wie schon die beiden Male zuvor, machte Don Titus auch vor dem geplanten dritten illegalen Grenzübergang mit den vorgesehenen 22 Priestern und Seminaristen im April 1951 geistliche Einkehrtage und bereitete sie durch die Hl. Beichte bewusst auf einen guten Tod vor, falls es dazu kommen sollte. Der Fluchtversuch scheiterte! 16 Salesianer, unter ihnen Don Titus, wurden gefasst. Der 36-jährige Priester kam in Untersuchungshaft, wo man ihn quälte und brutal folterte. Seinem ehemaligen Schüler Augustín Krivosudský, mit dem Don Titus über Jahre befreundet war, vertraute er nach seiner Freilassung an: *„Für mich begann ein Kreuzweg. Die furchtbarsten Momente, psychisch und physisch, erlebte ich in der Untersuchungshaft praktisch zwei Jahre lang. Denn unter meinem Fenster lag der Hinrichtungsplatz, wo täglich Verurteilte umgebracht wurden. Ich hörte ihr unmenschliches Schreien und Weinen. Sogar dort noch folterte man sie! Ständig lebte ich in der Angst, wann sich auch meine Zellentür öffnen und man mich zur Exekution hinausführen würde. Mein Haar ergraute in dieser Zeit gänzlich.“*

Über die entsetzlichen Foltermethoden redete Don Titus später nur wenig und bruchstückhaft. Sein Neffe Michal Radošinský aber befragte während zehn Jahren intensiv zahlreiche Zeugen zum Leben seines Onkels. Er schrieb alles genauestens auf und archivierte es. Michal war es auch, der uns im September 2017 erzählte, dass man seinen heiligen Onkel bei den Verhören in den eigenen Exkrementen ertränken wollte. Es wurden ihm die Zähne ausgeschlagen, und man brach ihm sowohl das Schlüssel- als auch das Nasenbein. Durch brutale Schläge auf seine Ohren

wurde er fast taub. Oft ließen seine Peiniger den zutiefst gedemütigten Priester auch unbekleidet in der Kälte stehen. Während aller Schikanen flehte der nicht einmal 40-jährige Don Titus immer zur Gottesmutter um Hilfe. Er machte sich einen Rosenkranz aus 58 Brotkugeln, wobei jede „Perle“ ein Verhör und eine Folterung symbolisierte. Ständig betete er ihn, während er als Seelsorger ungebrochen weiter wirkte, den Mitgefangenen die göttlichen Wahrheiten erklärte und jene taufte, die sich dem Glauben öffneten. Er hörte ihre Beichten und feierte in der Nacht sogar heimlich die Hl. Messe, um dann, verborgen in Zeitungspapier, die Hl. Kommunion auszuteilen.

Im Februar 1952 wurde Titus Zeman „nur“ zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt, obwohl man die Todesstrafe beantragt hatte. Die sel. Sr. Zdenka versuchte damals alles, um ihn und andere Verurteilte freizubekommen. Doch noch im selben Monat wurde auch sie verhaftet.

Erst nach 13 Jahren Haft unter schrecklichsten Bedingungen wurde Don Titus 1964, gesundheitlich sehr geschwächt, auf eine Probezeit von sieben Jahren, wie es hieß, bedingt entlassen. Nachdem sich die politische Lage zwei Jahre später etwas entspannt hatte, durfte der Salesianer wieder die Hl. Messe zelebrieren, allerdings nur allein, am Seitenaltar und in Zivilkleidung!

Als Don Titus nach einigen Monaten die Erlaubnis zum Beichte hören erhielt, eilte er in heiliger Ungeduld oft frühmorgens ohne Frühstück zur Kirche und begab sich glücklich mit den Worten in den Beichtstuhl: *„Ich muss auf den Sünder warten, nicht der Sünder auf mich.“* Im Prager Frühling 1968 durfte er sogar öffentlich seelsorglich wirken, was den leidgeprüften

Priester unbeschreiblich freute. Die Kommunisten zwangen ihn aber bis zu seinem Tod, tagsüber als Lagerverwalter in einer Textilfabrik zu arbeiten. Am 8. Januar 1969 starb der 54-jährige Priesterförderer und Retter von Priesterberufungen an einem schweren Herzinfarkt.

Don Anton Dermek, ein Studienkollege und treuer Weggefährte sowohl im Gefängnis als auch in der wiedergewonnenen Freiheit, sagte beim Begräbnis über seinen Freund Don Titus: „Keine

Sorge, lieber Titus, dein Priestertum hört heute nicht auf, es lebt weiter im Priestertum derer, denen du es ermöglicht hast, Priester zu werden. Der Baum muss absterben, damit neue Triebe wachsen können. Und dieser Baum warst du, Titus! Auf deinem Grabstein soll nicht stehen: ‚Ruhe in Frieden.‘ Nein, ruhe nicht! Du bist Priester, hilf den Seelen! Du bist ein Sohn Don Boscos, hilf den jungen Seelen und bereite den Platz für uns und für sie!‘

Quellen: siehe S. 42

Der Neupriester spendet Bischof Michal Buzalka und danach seinen Eltern in Vajnory den Primizsegen. Einige Monate zuvor, als Titus in Turin in einem Brief erfuhr, dass sich der gesundheitliche Zustand seiner Mutter verschlechtert hatte, eilte er sofort in die Basilika „Maria Hilfe der Christen“ und flehte: „Mein Gott, um die Anzahl der Jahre, um die Du das Leben meiner Mutter verlängerst, verkürze bitte das meine.“ Tatsächlich sollten Mutter und Sohn beide im Alter von 54 Jahren sterben.

Die Salesianer und ihre Mitarbeiter haben die Seligsprechung von Titus Zeman in Bratislava monatelang vorbereitet. Der neue Selige wurde landesweit durch katechetisches Material und durch Vorträge, durch Zeugnisse von Zeitgenossen und Interviews mit Verwandten, durch TV-Sendungen, Filme, Bücher, Broschüren und das Internet bekannt gemacht. Zudem bereiteten sich die Gläubigen in allen Diözesen auf vorbildliche Weise durch eine Novene und durch Andachten innerlich beispielhaft auf das große Gnadenergebnis vor, das zu guter Letzt tatsächlich ein farbenfrohes, festliches und zugleich echtes Glaubenszeugnis des modernen slowakischen Gottesvolkes wurde. Angelo Kardinal Amato, der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, seinerseits ein Salesianer, stand der feierlichen Seligsprechung von Titus Zeman in der slowakischen Hauptstadt vor.

Die Immaculata, die Schlängenzertreterin

Am 8. Dezember 2017, dem Hochfest der Immaculata, weihte S. E. Mauro Kardinal Piacenza in der Basilika St. Paul vor den Mauern in Rom vier Diakone der Familie Mariens zu Priestern: Niall O’Riordan aus Irland, Dongkyu Shin aus Korea, Johannes Häuselmann aus der Schweiz und Matteo Tosi aus Italien. 1500 Gläubige waren aus fast 20 Ländern angereist, um dieses Ereignis mitzufeiern.

Vor den Reliquien des Völkerapostels Paulus sprach Kardinal Piacenza über die Größe der Berufung des Priesters in unserer Zeit. Gemeinsam mit der Gottesmutter, der Immaculata, ist es die Aufgabe des Priesters, der Schlange den Kopf zu zertreten. Der Kardinal zählte die wichtigsten Mittel auf, die dem Hirten in diesem geistigen Kampf zur Verfügung stehen: Durch die **Sakramente**, in denen Gott selbst handelt, entreißt der Priester die ihm Anvertrauten der Macht Satans. Denken wir nur an die Taufe, bei der der Mensch von der Erbsünde befreit wird, oder an die Hl. Beichte, bei der die Ketten durchtrennt werden, mit denen sich der Sünder vom Bösen fesseln ließ, vor allem aber an die Hl. Eucharistie, durch die Gott selbst in Seiner Kirche gegenwärtig ist. Der Priester zertritt aber auch dadurch der Schlange den Kopf, dass er die **falsche Denkweise** der Menschen **aufdeckt** und sie durch die Verkündigung der Wahrheit heilt. Der Kardinal nannte die wesentlichsten Fehlhaltungen unserer Gesellschaft: Der Mensch glaubt, **ein von Gott unabhängiges Wesen zu sein** und sich selbst seine eigenen Normen geben zu können. Dadurch wird seine **Vernunft verdunkelt**, und er trifft **moralische Entscheidungen**, die gegen das Gesetz Gottes sind. Ohne es ausdrücklich zu erwähnen, dachte der Kardinal hierbei sicher an die Gender-ideologie, an Euthanasie

und Abtreibung. Nur wenn sich der Mensch dessen bewusst ist, dass er ein Geschöpf ist, wird er eine klare Orientierung für sein ethisches Handeln bekommen.

Vor allem aber ist der Priester dazu berufen, **Zeugnis von der Existenz Gottes abzulegen** und in allen äußeren Aktivitäten dem Volk zu erklären, dass alles, was er tut, von Gott kommt und für Gott ist. Der Kardinal sagte wörtlich: *„Der Priester ist ein Mann, der mit seiner ganzen Existenz dazu berufen ist, vor den Mitmenschen den tiefen Sinn des Lebens zu bezeugen, der in der Beziehung zu Gott besteht ... Wenn man einem Priester gegenübersteht, der durch die Übernatürlichkeit in seinem Sprechen und Handeln erkennbar ist, aber auch durch sein klerikales Gewand, das er trägt, ist jeder Mensch unweigerlich gezwungen, sich die Fragen über den letzten Sinn des Lebens zu stellen. Man wird hingewiesen auf die Existenz Gottes und auf das Faktum, dass es möglich ist, Seinetwegen auf alles zu verzichten, indem man einzig und allein für Gott und von Gott lebt.“*

Seine Eminenz schloss mit dem Glückwunsch ab, der aus seinem Herzen kam: *„Ich möchte nicht enden, ohne euch, lieber Dongkyu, Johannes, Matteo und Niall, daran zu erinnern,*

dass die Kirche immer dann besonders ihrem Herrn treu blieb, wenn sie ganz im Unbefleckten Herzen Mariens geborgen war.

Möge von heute an dieses Herz eure feste Wohnstätte sein! Dies ist mein größter und sehnlichster Wunsch!“

Vom Tierarzt zum Seelenhirten

Niall O’Riordan, ein sehr begabter und erfolgreicher Tierarzt aus Irland, sprach am 8. Dezember 2017 in der Basilika Sankt Paul vor den Mauern in Rom sein „Adsum“ - hier bin ich, Herr! Von nun an wird er Hirte sein - aber nicht für die Schafe auf der Weide, sondern für die Seelen, die Jesus seinem Priesterherzen anvertrauen wird. Wie es dazu kam, erzählt uns P. Niall Maria selbst.

Seit ich mich erinnern kann, liebte ich Tiere. Mein Vater ist Tierarzt, und auch deshalb hatten wir zu Hause Katzen, Hunde, Kühe, ja zu meiner Erstkommunion bekam ich sogar ein Pony geschenkt. Mein Papa war mein großes Vorbild, und daher wollte ich von klein auf in seine Fußstapfen treten. Auch wenn ich in der Schule gerne lernte, verbrachte ich meine Freizeit am liebsten draußen bei den Tieren oder beim Sport. Wir waren eine normale katholische Familie. Zusammen mit meinen drei Brüdern und meiner Schwester beteten wir oft den Rosenkranz und gingen am Sonntag gemeinsam zur Hl. Messe. Mama lehrte uns, wenn wir Angst hatten, den Rosenkranz zu beten. Bei mir war das immer der Fall, wenn es blitzte und donnerte. Der Gedanke, die Tiere könnten dabei sterben, brachte mich in solche Panik, dass ich gerne niederkniete und betete. So erlebte ich am eigenen Leib, wie die Gottesmutter mir durch das Rosenkranzgebet die Angst nahm. Das prägte mich für mein ganzes Leben.

In der Jugend hat man natürlich andere Interessen als den Glauben, vor allem ich, der ich immer bei den Tieren war. Deshalb schickte mich meine Mutter mit 17 Jahren auf eine Pilgerreise ins Heilige Land. Es interessierte mich, Israel zu sehen, aber letztendlich war es vor allem deshalb so schön, weil ich Menschen kennenlernen durfte, die mir halfen, meinen Glauben

neu zu leben, nämlich P. Patrick, Sr. Edel Mary, Sr. Perpetua und Sr. Veronika, alles junge Leute voller Lebensfreude und Elan. Durch sie lernte ich dann an Weihnachten 1998 P. Paul Maria Sigl kennen, der in mir das Verlangen weckte, öfter zur Hl. Messe zu gehen und inniger zu beten. Sogar der Gedanke an das Priestertum stand zu diesem Zeitpunkt schon im Raum.

Gleichzeitig studierte ich aber voll Eifer am *University College Dublin* Tiermedizin und träumte von einer Familie mit Kindern und genügend Geld. Als ich eine Woche nach meinem Studienabschluss im Juni 2003 P. Paul Maria erneut traf, lud er mich ein, nach Rom zu kommen. Wiederum klopfte Gott mit dem Gnadenangebot, Sein Priester zu werden, an mein Herz. Aber ich wollte vor meiner endgültigen Entscheidung wenigstens ein Jahr noch als Tierarzt arbeiten.

In diesem Jahr, ich war gerade 22 Jahre alt, verliebte ich mich in Maria, eine Mitstudentin aus Malta. Zudem tat sich vor mir eine wunderschöne Arbeitswelt auf. Ich liebte es, neue Leute zu treffen, helfen zu können und immer etwas dazulernen. Ich arbeitete mit hervorragenden Tierärzten zusammen, und wir kurierten die teuersten Pferde der Welt. Meine Arbeit machte mir solche Freude, dass es mir nicht zu viel wurde, von sechs Uhr morgens bis 21 Uhr abends

unterwegs zu sein. Dementsprechend hoch war auch mein Einkommen. Maria sah ich regelmäßig, doch immer hatte ich das Bewusstsein in mir, eigentlich von Jesus zum Priester berufen zu sein. Aber ich konnte die Freundschaft nicht lassen, denn ich wollte Maria unter keinen Umständen verletzen. Auch der Gedanke, meine Arbeit aufzugeben, überstieg meine Kraft. Ab und zu machte ich einen Besuch bei der Familie Mariens, aber gerade in diesen Zeiten wurde der innere Kampf in mir nur noch stärker, denn ich war dort nicht durch meine Arbeit oder weltliche Freundschaften abgelenkt und spürte aufgrund des geistlichen Lebens, dass ich eigentlich ein Doppelleben führte.

Der Tag meiner Entscheidung für das Priestertum war der schönste, den es in meinem Leben gab. Ich war beruflich für fünf Monate in Neuseeland. Hier las ich ein Buch von Sr. Emmanuel Maillard: „Das verborgene Kind von Medjugorje“, das mir meine Mutter noch am Flughafen schenkte, als sie etwas von meinem großen geistigen Kampf mitbekam. Am meisten berührte mich, was ich dort vom hl. Josef las. Was für ein machtvoller Heiliger ist er doch! So schrieb ich ihm einen kleinen Brief: „*Wenn du möchtest, dass ich Priester werde, dann beende bitte meine Beziehung, denn ich bin dazu zu schwach.*“ Das erste Mal in meinem Leben betete ich eine Novene zu ihm. Und schon zwei Tage, nachdem die Novene beendet war, rief mich Maria an und fragte mich weinend: „*Warum heiraten wir nicht? Denkst du etwa daran, Priester zu werden?*“ Als ich bejahte, antwortete sie mir sofort: „*Dann gebe ich dich frei.*“ So leidvoll dieses Telefonat war, so befreiend war es gleichzeitig für mich.

Im Januar 2010 kam ich nach Irland zurück, und weil ich es versprochen hatte, arbeitete ich noch weitere sechs Monate als Tierarzt. In diesem halben Jahr spürte ich erneut, wie schwierig es für mich war, die Arbeit, meine Familie und meine Freunde zu lassen. Wieder wandte ich mich an den hl. Josef. Nach einer weiteren Novene zu meinem lieb gewonnenen Heiligen erklärte ich am 19. März 2010 meinem Chef John Halley, dass ich alles lassen und Priester werden wolle.

Er schaute mich verduzt an und meinte dann: „*Ich werde dich unterstützen, aber ich denke, du bist verrückt.*“

So kam ich am 25. Juni 2010 endlich in Rom an. In meiner Seele überglücklich, diesen Schritt getan zu haben, brauchte meine Natur noch ziemlich lange, bis sie sich an dieses neue Leben gewöhnt hatte. Mit der italienischen Sprache tat ich mir schwer, und mit 30 Jahren wieder auf der Schulbank sitzen und Griechischvokabeln lernen, das war auch keine Freude.

Wie oft gingen meine Gedanken zu meinen Pferden, meiner Arbeit, die mich so sehr erfüllt hatte und die besonders im Frühling so schön war, wenn die Tiere ihre Jungen bekamen! Ich dachte an meine Freunde, meine Familie und meine Freiheit, am Abend auszugehen, Geld zur Verfügung zu haben, mit dem ich frei wirtschaften konnte, wie es mir gefiel, und in der Natur zu leben. Wenn meine ersten Monate in Rom auch nicht so einfach waren, war diese Zeit gleichzeitig sehr gnadenvoll. Ich lernte vieles. Als Tierarzt war ich gewohnt, dass jemand mir dienend zur Seite stand und alle auf mich warteten. Nun lernte ich, selbst so ein Diener zu werden. Das ist es ja, was ein Priester sein soll: ein Diener des Herrn und der Menschen. Obwohl ich oft meine Familie vermisste und mit einer gewissen Wehmut an die Arbeit zurückdachte, wurde meine Beziehung zur Gottesmutter immer tiefer. Die Kämpfe wurden immer weniger, bis der Blick zurück ganz aus meinem Bewusstsein schwand.

Heute kann ich Gott nur danken, dass ich es geschafft habe, denn eine Seele ist doch mit dem allerwertvollsten Rennpferd nicht zu vergleichen, und ich danke Gott schon jetzt für jeden Menschen, den Er meinem priesterlichen Wirken anvertrauen möchte. Ich habe erfahren: Am glücklichsten bist du dort, wo Gott dich hinstellt! Deshalb freue ich mich sehr auf mein neues Wirkungsfeld in Uzovská Panica in der Slowakei. Dort darf ich mich um jene Kinder und Familien kümmern, die jetzt um unseren P. Ignazio trauern, der am 8. Oktober 2017 in Amsterdam während einer Wallfahrt mit Jugendlichen einen beinahe tödlichen Unfall hatte und wegen

seiner schweren Kopfverletzung wohl noch viel Zeit für seine Genesung brauchen wird. Mögen Eure Gebete mein Apostolat begleiten.

Von Herzen sende ich Euch allen meinen Primizsegens und verspreche Euch mein Gebetsgedenken im Hl. Messopfer.

Dank meiner Mutter

Mit seinen beiden Geschwistern verbrachte P. Pascal Maria eine schöne Kindheit in Urdorf in der Nähe von Zürich. Obwohl sein Vater der reformierten Konfession angehört, ging er mit der Familie sonntags regelmäßig zur Hl. Messe in die katholische Kirche. So vermittelten die Eltern den Kindern das Bewusstsein, dass der Glaube einen festen Platz im Familienleben hatte. Wie Johannes Häuselmann seine Priesterberufung gefunden hat, erzählt er uns selbst.

Bereits als Kind hatte ich den Wunsch, Priester zu werden. In der Freizeit „spielte“ ich Hl. Messe und benutzte dabei Lasagneblätter als Ersatz für die Hostien. Als ich jedoch in die Pubertät kam, war es mit diesem Kindheitstraum vorbei, ich interessierte mich damals vor allem für Fußball und Partys. Nach der Schule entschied ich mich für eine Berufslehre in der Bank, die sehr interessant war. Doch als ich die Ausbildung beendet hatte, wollte ich mit meinen 19 Jahren noch nicht gleich einen festen Arbeitsplatz. Mein Ziel war es, zuerst einmal in der Welt umherzureisen und die Schönheiten zu besichtigen, die unser Planet zu bieten hat. Aber die Realität machte meinen Ideen einen Strich durch die Rechnung: Nur wenige Monate nach meinem erfolgreichen Berufsabschluss wurde meine Mutter, die schon seit mehreren Jahren an Krebs erkrankt war, ins Krankenhaus eingeliefert. Mehrmals schon hatte sie sich Chemotherapien und Bestrahlungen unterziehen müssen, aber diesmal wussten wir, dass sie nicht mehr gesund nach Hause zurückkommen würde. Ich besuchte Mama täglich, bis sie dann am 1. Dezember 2005 im Alter von 41 Jahren in die Ewigkeit heimging.

Dieses Ereignis brachte eine große Kehrtwende in meinem Leben. Ich wurde mit dem Tod konfrontiert und damit auch mit der Frage, was

eigentlich der Sinn des Lebens ist und wofür es sich zu leben lohnt. Während ich diese Fragen mehrere Jahre in einer oberflächlichen Existenz zur Seite geschoben hatte, ließen sie mich nun nicht mehr los. Die Besuche in den Discos hatten ihren Reiz verloren, denn ich suchte Antworten auf die Sinnfragen meines Daseins. Mir war klar: Man kann von einem Moment auf den anderen plötzlich tot sein, z. B. durch einen Unfall oder einen Herzinfarkt - und was kommt dann? Eine große Hilfe waren in dieser Zeit für mich die Besuche bei Oma und Opa, denn diese hatten schon beide Kinder verloren: 1996 meine 29-jährige Tante Isabelle bei einem Verkehrsunfall und nun neun Jahre später meine Mama, und trotz all des Leides wurden sie zu meiner großen Verwunderung nicht depressiv. Ich erkannte, dass sie nur durch ihren starken katholischen Glauben die Kraft erhielten, diese schmerzhaften Verluste zu tragen und zu ertragen. In Gesprächen mit ihnen, aber mehr noch durch ihr Beispiel wurde mir der Glaube immer wichtiger.

Ich bin mir heute sicher, dass mir meine Mama vom Himmel aus in dieser Zeit sehr zur Seite stand; sie hatte schon auf Erden viel für Priesterberufungen gebetet und ihre Leiden für die Priester aufgeopfert. Ich begann, all die zahlreichen katholischen Zeitschriften zu lesen, die

meine Mama abonniert hatte, unter anderem auch das *Triumph des Herzens*. Da wuchs in mir das Interesse an der Familie Mariens, die ich dann bei den Gebetstagen in der Schweiz in Zug und St. Gallen kennenlernen durfte.

Weil mir der Glaube immer wichtiger wurde, stellte ich mir die Frage, was ich in meinem Leben machen wollte. Eigentlich war ich mit meiner Arbeit auf der Bank ganz zufrieden, aber das gewisse „Etwas“ fehlte. In der Karwoche 2008 wollte ich die heiligen Tage einmal ganz bewusst mitfeiern und nahm mir deshalb Urlaub, um diesen Wunsch im Priesterseminar der Familie Mariens in Ariccia bei Rom zu verwirklichen. Es waren wunderschöne Tage, doch die größte Gnade dieses Aufenthaltes war, dass der Ruf Jesu wieder an die Oberfläche kam. Ich wusste nach dieser Karwoche:

Ich will Priester werden und nichts anderes! Diese Erkenntnis war wie eine große Befreiung und die Antwort auf viele meiner existenziellen Fragen.

Was noch nicht geklärt war: *Wo* wollte mich Gott als Priester haben? Nachdem ich einige andere Gemeinschaften kennengelernt hatte, die für mich nicht in Frage kamen, musste ich mich zwischen meiner Heimatdiözese und der Familie

Mariens entscheiden. Diese Entscheidung war sehr schwer, da ich einerseits eine große Liebe zu meiner Diözese hatte, aber andererseits das Charisma der Familie Mariens sehr anziehend fand. Um Klarheit zu bekommen, begann ich das Propädeutikum im Priesterseminar Chur in der Schweiz. Ich betete viel und fragte mehrere Priester um Rat. Da erinnerte ich mich, dass Mutter Teresa einmal gesagt hatte, wenn man nicht wisse, was der Wille Gottes ist, dann gehe man 24 Stunden vor das Allerheiligste, und Er wird Seinen Willen kundtun. Ich folgte ihrem Rat, aber der Herr ließ es zu, dass ich immer noch nicht erkannte, wo Er mich haben wollte. Nach einigem Hin und Her in dieser schweren Zeit entschied ich mich dann am 15. August 2010, nach einer Novene zur Gottesmutter, für die Familie Mariens und habe diese Entscheidung bis heute nicht bereut. Ich bin dankbar und glücklich, als Priester in der Gemeinschaft wirken zu dürfen!

Sehr viele Menschen haben mir auf dem Weg zum Priestertum geholfen, allen möchte ich von Herzen danken. Besonders aber möchte ich meiner Mama danken, denn ich denke, dass ich ohne sie und ihr aus Liebe aufgeopferter Leiden nie dort wäre, wo ich jetzt bin.

Komm und sieh!

Diese Worte, mit denen Jesus Andreas und Johannes eingeladen hatte, Ihm nachzufolgen, waren auch für Matteo Tosi aus Riccione in Italien die entscheidende Antwort auf die Frage nach dem Willen Gottes für sein Leben. Acht Jahre ließ er sich in unserem Seminar zum Priester und Missionar formen und freut sich schon sehr auf sein pastorales Wirken. Wie er seine Berufung gefunden hat, erzählt er uns selbst.

Als Ältester von drei Kindern wuchs ich in einer katholischen Familie in der Nähe von Rimini auf. Meine Eltern waren in der Pfarrei engagiert, Mama als Katechetin, und Papa musizierte

sowohl für die Liturgie als auch im Kreis der Familie. Seit ich mich erinnern kann, habe ich eine lebendige Beziehung zu Jesus, zur Gottesmutter und zu meinem Schutzengel. Ich weiß noch

genau, wie unsere Oma Maria mich und meinen Bruder Andreas ins Bett brachte, wenn meine Eltern nicht zu Hause waren. Sie setzte sich zwischen unsere beiden Betten, erzählte uns eine Geschichte und betete mit uns. An einem dieser Abende, die ich liebte, durfte ich die Gegenwart Jesu, Mariens und meines Schutzengels ganz lebendig erfahren. Seit diesem Moment ist mir das Bewusstsein geblieben, dass sie immer bei mir sind. Deshalb möchte ich sagen, dass ich das Geschenk des Glaubens vor allem meiner Großmutter verdanke.

Eigentlich wollte ich immer eine Familie gründen. Nur meine Mutter erinnert sich, dass ich als kleiner Junge manchmal sagte, ich wolle einmal so werden wie Don Giorgio, unser Heimatpfarrer.

Aber in meiner Jugend war dieser Gedanke vollständig verschwunden. Meine Freizeit verbrachte ich größtenteils in der katholischen Jugendarbeit und mit der Musik. Schon mit acht Jahren wollte ich Schlagzeuger werden, denn in unserer Pfarrei gab es eine Band, in der mich vor allem der Schlagzeuger faszinierte. Meine Eltern ermöglichten es mir, diesen Wunsch zu verwirklichen, und so spielte ich als Jugendlicher in verschiedenen Gruppen: in der Pfarrei für die Liturgie, aber auch weltliche Musik in einer Schulband und überall, wo sich mir die Gelegenheit bot. Als ich etwa 20 Jahre alt war, wurde ich von einer Metal-Rockband angeworben, die ein Musikalbum herausgeben wollte. Mit Freude sagte ich zu, denn das war eine Chance aufzusteigen. Es scheint vielleicht ein Widerspruch zu sein, aber auch wenn ich Rockmusik spielte, tat ich das immer mit Jesus. Unser Musikübungsraum war in der Unterkirche, weshalb ich einen Kirchenschlüssel bekam. Bevor ich zum Üben hinunterging, begrüßte ich immer zuerst noch Jesus im Tabernakel, betete ein wenig und bat Ihn, mir zu helfen, technisch besser zu werden und gut zu spielen. Im selben Jahr, als unsere Gruppe „Silver Lake“ das erste Album herausgab, trat ich dann ins Priesterseminar ein. Wie kam es dazu?

Nach dem Abitur an einem altsprachlichen Gymnasium hatte ich nur einen Berufswunsch:

Ich wollte Physiotherapeut werden, denn ich hatte den Eindruck, dazu ein entsprechendes Talent zu besitzen. Leider wurden in Bologna von 600 Bewerbern für diesen Studiengang nur 60 ausgewählt; ich war nicht unter ihnen. Was sollte ich jetzt machen? Physiotherapeut war der einzige Beruf, den ich mir vorstellen konnte. So begann ich in Rimini ein Studium für motorische Wissenschaften, also alles, was mit dem Bewegungsapparat des menschlichen Körpers zu tun hat. Das würde mir für die Physiotherapie sehr helfen, glaubte ich, und so könnte ich die Zeit bis zur nächsten Aufnahmeprüfung sinnvoll überbrücken. Zudem war die Universität so nah gelegen, dass ich zu Hause wohnen konnte und damit meinen Eltern die Auslagen für eine Unterkunft ersparte. In diesem Jahr 2004 hörte ich davon, dass die Gottesmutter in Medjugorje erscheint, und um mir das anzuschauen, nahm ich an einer Pilgerfahrt nach Bosnien-Herzegowina teil. Nach Hause zurückgekehrt, verspürte ich den Wunsch, täglich zur Hl. Messe zu gehen, den Rosenkranz zu beten und mit größerem Ernst Jesus nachzufolgen. Als ich meinem Freund Marco davon erzählte, vertraute er mir an, dass er begonnen hatte, die Gebete der hl. Birgitta zu beten, und zählte mir voll Begeisterung alle Verheißungen auf, die Jesus an diese Gebete gebunden hat. Da war mir klar: Das muss ich unbedingt auch beten! Seit 13 Jahren bete ich nun täglich diese Gebete. Da man sie jeden Tag verrichtet, musste ich eine gewisse Zeit für Jesus reservieren. Vom Studium konnte ich sie nicht abzweigen, also musste ich unwichtigere Beschäftigungen aufgeben, die mich aber viel Zeit kosteten, und das waren vor allem der Computer und die Musik. Ohne dass ich mir dessen bewusst war, trat Jesus auf diese Weise noch konkreter in mein Leben ein.

Zudem gründete ich mit einigen Freunden eine Gebetsgruppe, wie es die Gottesmutter in Medjugorje gewünscht hatte. Wir beteten gemeinsam den Rosenkranz und sprachen über unseren Glauben. Wenn wir auch anfangs nur fünf Studenten waren, so wuchs die Gruppe schon bald auf 20 Personen an. Wir bemühten uns auch, die Botschaften der Gottesmutter zu

leben: tägliches Gebet, regelmäßige Hl. Beichte, Hl. Messe, Fasten und Bibel lesen. All das verlor bald den Charakter der Mühe und wurde uns zur täglichen Notwendigkeit.

Zwei Jahre studierte ich also motorische Wissenschaften in Rimini, bis mich dann ein Freund drängte, gemeinsam mit ihm in Bologna erneut die Aufnahmeprüfung für Physiotherapie zu absolvieren. Am Vorabend betete ich zu Jesus: „*Bitte lass uns morgen beide durchkommen, aber wenn Du wählen musst, dann wähle meinen Freund, denn ich habe wenigstens Dich, den Glauben - er nicht. Ich schaffe es besser als er, mit einem erneuten Scheitern zurechtzukommen.*“ Jesus erhörte mich: Michele lag von 60 Studienplätzen auf dem 35. Platz, ich auf dem 73. Ich hatte es wieder nicht geschafft! Was also wollte Jesus von mir?

*F*ineinhalb Monate waren vergangen, als eines Morgens jemand von der Universität in Bologna anrief: „*Einige Studenten haben ihren Studienplatz nicht angetreten, und so sind Sie ausgelost worden! Als Letzter!*“ Das grenzte an ein Wunder. Welche Freude! Ich konnte außerdem bei meinem Freund Marco wohnen, der heute Franziskaner im Heiligen Land ist. Alles, was für mich wichtig war, hatten wir in der Nähe: die Universität, die Kirche, die Sporthalle und Lebensmittelgeschäfte. Es war für mich selbstverständlich geworden, jeden Tag eine Stunde mit dem Rosenkranz und der Hl. Messe der Seele zu widmen und eine Stunde meinem Körper mit dem Sport. Während des Studiums hatten wir natürlich auch physiotherapeutische Anwendungen in den Krankenhäusern. Auf diese Weise kam ich ständig mit leidenden Menschen in Kontakt, wobei ich oft erleben durfte, dass sich viele mir anvertrauten. Deshalb stellte sich mir die Frage: *Was möchte ich wirklich, den Menschen physisch helfen oder möchte ich ihnen Trost und Freude aus dem Glauben bringen?*

Mir wurde bewusst: Jesus hat mir bisher alles gegeben, worum ich Ihn gebeten hatte, mit Ausnahme der Frau meines Lebens, trotz vieler schöner kameradschaftlicher Freundschaften mit

Mädchen. Er wusste, was meine größte Freude sein würde. Und so wuchs in mir der Wunsch, den Willen Gottes für mein Leben kennenzulernen. Zum ersten Mal fragte ich Ihn: „*Was willst Du von mir?*“ Sofort kam mir der Gedanke, dass Er mich zum Priester berufen könnte. Und ich dachte mir:

„*Wenn nicht einmal ich, der ich doch so eine innige Beziehung mit Ihm lebe, Ihm nachfolge, wer soll es dann tun?*“ Die Frage war nur: *Wo?*

Es war üblich, dass wir in der Pfarrei immer wieder Personen einluden, die über den Glauben Zeugnis ablegten. In dieser Zeit kamen Schwestern der Familie Mariens zu uns, unter ihnen eine, deren Familie eine kleine Statue der Königin des Friedens von Medjugorje nach Civitavecchia gebracht hatte, die dann Bluttränen weinte. In der Ausgabe 107 des *Triumph des Herzens* haben wir ausführlich über dieses Ereignis berichtet. Das Wunder wurde von der Kirche anerkannt, indem der zuständige Bischof Msgr. Grillo eidesstattlich erklärte, dass er am 15. März 1995 um 8.15 Uhr gesehen hat, wie die Statue in seinen Händen Bluttränen weinte, und Papst Johannes Paul II. unter dieses Dokument seine persönliche Unterschrift setzte. Der Heilige Vater hatte sich damals die Statue in den Vatikan bringen lassen, um sie zu verehren, zu küssen und zu segnen. Anschließend krönte er sie mit einer goldenen Krone, die Bischof Grillo mitgebracht hatte.

Die Schwestern beantworteten durch ihre Beiträge viele meiner Fragen, und das war für mich ein Zeichen, dass ich diese Gemeinschaft näher kennenlernen sollte. Mit einigen Freunden fuhr ich für ein Wochenende nach Rom, doch dieser Besuch brachte für mich keine Entscheidung. Auf einer weiteren Pilgerfahrt nach Medjugorje lernte ich P. Maximilian, einen jungen, total glücklichen Priester der Familie Mariens, kennen, der mich wegen der Ausgewogenheit seines Charismas und seiner spirituellen Tiefe faszinierte. Da dachte ich: „*So wie er möchte ich werden. Auf diese Art könnte ich mir vorstellen, Priester*

zu sein.“ Und da es bei Gott keine Zufälle gibt, war für mich die Begegnung mit P. Maximilian die Antwort auf meine Frage, wo Gott mich haben wollte: in der Familie Mariens. Als ich die Möglichkeit hatte, den Gründer der Gemeinschaft kennenzulernen, sprach ich über meinen Wunsch und bat, einen Versuch in der Familie Mariens machen zu dürfen. P. Paul Maria antwortete mir: *„Komm und sieh! Du kannst morgen kommen, in einer Woche, einem Monat oder in einem Jahr.“*

*I*n diesem Augenblick spürte ich nicht nur eine große Freiheit, sondern auch eine große Freude. Das war für mich die Bestätigung, dass Jesus mich hier haben wollte. Und dazu gab Er mir eine besondere Gnade, nämlich, dass es mir leichtfiel, alles zu lassen, was ich zu dieser Zeit tat, das Studium, die Musik, den Sport usw., um IHM zu folgen. In der folgenden Woche, am 19. Juni 2009, begann in Rom das Priesterjahr, das Papst Benedikt XVI. ausgerufen hatte. Das war für mich ein Zeichen. Mit dem Anfang dieses Jahres wollte auch ich meinen priesterlichen Weg beginnen. Das Leben im Seminar in Rom war für mich eine völlig neue Welt. Seminaristen aus vielen anderen Ländern lebten hier zusammen - ganz andere, mir fremde Kulturen und Gewohnheiten. Manches war eine Herausforderung, die ich nur dank des Gebetes leben konnte. Ich fand dort die Spiritualität, die ich suchte: marianisch und eucharistisch.

Auch wenn ich keine Erfahrung mit anderen Seminaren habe, um Vergleiche anstellen zu können, kann ich sagen, dass uns hier in Rom wirklich Jesus geformt hat. So viele Stunden verbrachte ich vor dem Allerheiligsten, jeden Tag hatte ich Zeit zur Anbetung, Zeit, bei Jesus in der Hl. Eucharistie zu sein. Auch war für mich das Gleichgewicht in der Formung sehr entscheidend: Gebet, Musik, Sport, Kunst, Erziehung zur Schönheit in jeder Form, die Möglichkeit, seine Fähigkeiten zu entdecken und zu entfalten.

All das hat für mich aus den Jahren im Priesterseminar eine Zeit gemacht, von der ich sagen kann: Es war wie in einem kleinen Paradies.

*R*ückblickend kann ich nur allen danken, die mir auf meinem Weg zum Priestertum geholfen haben: meinen Eltern und Großeltern, die mich immer in all meinen Entscheidungen unterstützt haben, weil sie mein Glück wollten; meinen Geschwistern Andreas und Lucia für ihre Liebe, die sie mir bedingungslos geschenkt haben; vor allem auch Don Giorgio, der für mich das erste Beispiel eines Priesters war, den ich nachahmen wollte und der mich von der Taufe bis zum Seminar begleitete. Er hat mir geholfen zu verstehen, wie man den Glauben konkret leben kann; und allen, die mich geistig und menschlich mit Weisheit und Liebe begleitet haben. Grazie! Danke!

Missionar für Korea

P. Damian Maria wurde am 19. April 1986 in Kyungki-do bei Seoul in Korea geboren und erhielt den Namen Dongkyu Shin.

Dank eines deutschen Missionars, P. Anton Trauner, von dem wir Euch im Anschluss an dieses Zeugnis ausführlicher berichten, lernte er die Familie Mariens kennen.

Wenn ich von meiner Berufung erzähle, muss ich beim Glauben meiner Mutter beginnen. Wie viele koreanische Frauen wuchs sie in einem atheistischen Umfeld auf, während mein Vater aus einer tiefgläubigen evangelischen Familie stammt. Papa arbeitete bei Samsung - und wer dort Erfolg und einen sicheren Arbeitsplatz haben möchte, der muss sein Leben der Firma weihen. Nur jedes zweite Wochenende kam er müde und erschöpft nach Hause. Mama litt sehr unter Einsamkeit und folgte deshalb dem Rat ihrer Schwester, doch einmal in die katholische Kirche zu gehen. Hier lernte sie den Glauben kennen und ließ sich taufen. Meine Eltern heirateten dann am 28. November 1985 in der katholischen Kirche, und mehr als 20 Jahre später, 2006, konvertierte Papa sogar.

Eines Tages - ich war noch ein Kind - kam eine Pilgerstatue von Fatima zu uns ins Haus, und da sich Mama in besonderer Weise von ihr angezogen fühlte, weihte sie mich der Rosenkranzkönigin. In ihren inneren Leiden und der Einsamkeit holte sie sich allen Trost im Gebet. Ich sah sie sogar stundenlang zu Hause auf den Knien beten. So lehrte sie mich und meine Schwester, Gott den ersten Platz im Leben zu schenken. Es war für uns selbstverständlich, jeden Tag zur Hl. Messe zu gehen und den Rosenkranz zu beten. Meine Mutter sagte uns: „*Einer Hl. Messe nicht beizuwohnen, bedeutet gleichsam, einen wertvollen Edelstein zu verlieren.*“ Sie legte keinen Wert darauf, dass wir in der Schule glänzten, wohl aber darauf, dass wir vor Gott gut waren. Von ihr lernte ich, dass das einzig Notwendige, was man im Leben braucht, Gott ist. Deshalb war mir bereits als Jugendlicher klar:

Ohne Gott und ohne Gebet kann ich nichts erreichen, und vor allem habe ich keinen Frieden im Herzen. Ich hatte im Gebet erleben dürfen, wie sehr Jesus mich liebt. Und wenn ich darüber nachdachte, ob ein Mensch wohl fähig wäre, mich so zu lieben wie Er, wurde mir klar, dass das unmöglich ist.

Als ich am Ende der Schulzeit Entscheidungen für meine Zukunft treffen musste, dachte ich mir: „*Da man nur ein einziges Mal und nur für kurze Zeit auf dieser Welt lebt, wie kann ich dann dieses Leben wertvoll machen?*“ Sogleich kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: „*Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt*“ (Joh 15,13). Das hat Jesus nicht nur gelehrt, sondern auch vorgelebt. Und genau das ist die Aufgabe des Priesters, der in der Nachahmung des Herrn sein Leben für seine Schafe hingibt. Ja, dafür wollte ich leben!

Aber für welche Gemeinschaft sollte ich mich entscheiden? Das wichtigste Kriterium für mich war, dass die Gemeinschaft marianisch ist. Und dieses Merkmal schien mir bei allen Gemeinschaften, die ich besucht hatte, zu wenig ausgeprägt. Da lernte ich die „Schwestern vom Unbefleckten Herzen Mariens“ kennen, die der deutsche Missionar P. Anton Trauner aus der Diözese Augsburg gegründet hatte. Bei ihnen fand ich diese Liebe zu Maria im Geist der Botschaften von Fatima. Deshalb schloss ich mich ihrer Jugendgebetsgruppe an, die sich jeden Samstag zu Anbetung, Rosenkranz, Hl. Beichte und Hl. Messe traf. Wir sprachen miteinander über unsere Schwierigkeiten, trösteten uns gegenseitig

und vertieften unser Glaubenswissen. Das verband uns tief, und wir hatten eine große Liebe zueinander. Hier lernte ich auch meinen jetzigen Mitbruder P. Sanghee, der damals noch Physik studierte, kennen.

Als ich P. Trauner das erste Mal persönlich begegnete, war er bereits 85 Jahre alt. Ich fand in ihm einen Priester, der sich mehr als die meisten Koreaner nach der Vereinigung von Nord- und Südkorea sehnte und in diesem Anliegen überall die Botschaft von Fatima verbreitete, ohne sich selbst zu schonen. Da war mir sofort klar, dass ich mich ihm anvertrauen konnte. Mit der Zeit verstand ich, dass all das Gute, das ich an religiösen Übungen zu Hause kennengelernt hatte, wie das Einhalten der fünf Herz-Mariae-Sühnesamstage oder die Liebe zum Barmherzigen Jesus, auf P. Trauner zurückging. Er war es schließlich auch, der mir empfahl, in die Familie Mariens einzutreten, um dann als Priester seine Mission in Korea fortzusetzen.

Auch wenn ich die Gemeinschaft überhaupt nicht kannte, hatte ich volles Vertrauen in P. Trauners Rat und betete zum hl. Josef, er möge mich auf meinem Berufungsweg begleiten. P. Paul Maria, der mit P. Trauner befreundet war, erlaubte mir, ins Vorseminar nach Rom zu kommen, doch sollte ich zuvor Italienisch und Englisch lernen. So bereitete ich mich in Sprachkursen auf meine Reise vor. Von allen Seiten riet man mir ab, zum Studium nach Europa zu gehen, aber ich betete und vertraute alles der Muttergottes an. Endlich kam der Tag meiner Abreise, der 28. Februar 2007. Meine Familie und meine Verwandten weinten nicht nur wegen des Abschieds, sondern vor allem wegen der Ungewissheit, ob wir uns wohl je wiedersehen würden. Auch meine Cousine war unter ihnen. Als Kinder hatten wir davon geträumt, einmal Pfarrer und Ordensschwester in derselben Pfarrei zu sein, und nun musste sie mich ziehen lassen. Doch es dauerte nicht

lange, bis auch sie ihren Weg als Apostolische Schwester in der Familie Mariens fand.

Die Oberin der Schwestern vom Unbefleckten Herzen Mariens, Sr. Marie Johan, schenkte mir zum Abschied eine kleine Statue des hl. Josef, was für mich ein Zeichen war, dass er die Bitte, mich zu begleiten, angenommen hatte. Nach zwölfstündigem Flug kam ich in Rom an. Einige Schwestern der Familie Mariens erwarteten mich am Flughafen, und wohin brachten sie mich? Nach *Casa San Giuseppe*, in das Haus des hl. Josef, und das am Vorabend des Josefsmonats März!

Ich konnte Gott einfach nur danken! Vom ersten Augenblick an fühlte ich mich in der Familie Mariens ganz daheim, auch wenn alles anders war als bei uns in Korea. Die Gebetsatmosphäre, die Anbetung, der Rosenkranz, die Liebe zur Gottesmutter, die ich in den Brüdern und Schwestern erlebte, formte aus uns eine harmonische Familie, obwohl wir sehr verschieden waren, ganz verschieden!

Nach zweieinhalb Jahren spiritueller Formung studierte ich dann mit den Seminaristen unserer geistigen Familie in Rom Philosophie und Theologie. Zu meinem großen Leidwesen musste ich das Studium für zwei Jahre unterbrechen und meine Militärzeit in Korea absolvieren. Auch wenn dies für mich eine sehr schwierige Zeit war - der Militärdienst in Korea ist wahrlich kein Vergnügen -, haben mir die Erfahrungen dort sehr geholfen. Wie glücklich war ich, als ich nach Rom zurückkommen durfte und wieder feste Gebetszeiten und die liebevolle Atmosphäre der Brüder und Schwestern um mich hatte!

Jetzt wartet eine große Verantwortung auf mich: als Priester nach Korea zurückzukehren und dort den Menschen die Liebe zu Gott und zur Gottesmutter zu bringen. Von ganzem Herzen bitte ich Euch alle, liebe Leser, uns Koreamissionare in Eure Gebete einzuschließen. Wir werden es Euch mit dem Segen vergelten.

Ein Apostel des Friedens

Am 14. Oktober 2017 verstarb in Südkorea ein großer Friedensapostel unserer Tage: der 95-jährige deutsche Missionar P. Anton Trauner. Fast 60 Jahre setzte er sich dort in Ostasien unermüdlich für die Nöte der Menschen und für die Verbreitung der Botschaft von Fatima ein. Mehr als die Koreaner selbst ersehnte der tief marianische Priester die Wiedervereinigung des vom Kommunismus geteilten Volkes. Hierzulande kaum bekannt, war P. Anton von den Katholiken Südkoreas und weit darüber hinaus wie ein Heiliger geliebt und hochgeschätzt.

Dem begeisterten, vielseitigen Sportler wäre es in seiner Jugend nie eingefallen, Priester zu werden, geschweige denn in Korea. 1922 im schwäbischen Wertingen geboren, liebte Anton die Berge und seine Freiheit, mit dem Glauben wusste er wenig anzufangen. Umso gläubiger war seine Mutter Karolina, die sich ihren einzigen Sohn sehr als Priester wünschte. Später war P. Anton überzeugt: *„Meine Mutter hat gebetet und meine Priesterberufung errungen.“* 1940 kamen neue Schüler an Antons Gymnasium, weil die Schule der Missionsbenediktiner in St. Ottilien von den Nationalsozialisten geschlossen worden war. Einer dieser Jungen führte den 18-jährigen Anton näher zum Glauben, der nun plötzlich Bücher über Jesus zu lesen begann. *„Das änderte mein Leben komplett. Als ich mit der Schule fertig war, war ich mir sicher, dass ich Priester werden wollte.“* Erst jedoch musste Anton Trauner als junger Funker die Schrecken des Russlandfeldzuges miterleben. 1945 geriet er in russische Gefangenschaft und verbrachte fast vier Jahre als Zwangsarbeiter in Jugoslawien. Gerade dort hörte er durch einen Mitgefangenen zum ersten Mal von den Marienerscheinungen in Fatima. *„Was mich damals tief bewegte, war die Botschaft, Russland werde sich bekehren.“*

In die Heimat zurückgekehrt, trat Anton mit 26 Jahren in das Augsburger Priesterseminar ein. Hier beschäftigte er sich näher mit Fatima. Außerdem machte ihn ein Freund mit dem hl. Ludwig Maria von Montfort bekannt und empfahl

ihm, sich ganz der Gottesmutter zu weihen. Er gab ihm das Goldene Buch, in dem Anton „seinen“ marianischen Weg entdeckte.

Auf einer Studentenwallfahrt 1951 nach Rom besuchte Anton Trauner auch Assisi. Von der Gnade dieses Ortes ergriffen, betete der 28-Jährige in der Kirche des hl. Franziskus inständig: *„Ich möchte auch ein Friedensapostel werden!“* Doch was geschah am nächsten Tag? Auf der Zugfahrt nach Rom begegnete er einer Studentin - und sie verliebten sich ineinander! Sein Freund riet ihm: *„Vertrau dich ganz der Gottesmutter an und lerne von ihr, wenn du in deinem Leben wirklich Großes erreichen willst.“* Das innere Ringen, die Beziehung zu diesem Mädchen zu lösen, setzte Anton derart zu, dass er zusammenbrach, doch während seines dreiwöchigen Klinikaufenthaltes erfuhr er eine besondere Heilung: *„Bis dahin war ich ein ziemlicher Knecht des Ansehens bei den Menschen gewesen“*, gestand der frühere Sportler. Jetzt aber, ganz am Boden, konnte er diese unpriesterliche Schwäche überwinden. Allerdings ließ man den gesundheitlich Angeschlagenen nun nicht mehr zur Priesterweihe zu! So wirkte Anton Trauner vier Jahre lang als Lehrer und Katechet in seiner Heimat. Erst später, als Missionar, erkannte er rückblickend, dass dieser „Umweg“ notwendig war, *„sonst wäre ich nie nach Korea gekommen“*.

1956 fügte es sich, dass der deutsche Missionspriester P. Sieberz, ein Überlebender der von den

Kommunisten aufgelösten Benediktinerabtei Tokwon in Nordkorea, die Pfarrei Anton Traurers besuchte und auf dessen Not aufmerksam wurde. „*Komm doch nach Korea, dort brauchen wir Priester*“, ermutigte ihn P. Sieberz. Und er arrangierte es, dass Anton Trauner mit 35 Jahren am 27. April 1958 - durch einen deutschen Missionsbischof aus China - in Ingolstadt die Priesterweihe empfing.

Bald darauf ging der Neupriester in Bremen an Bord eines japanischen Frachters und erreichte nach sechswöchiger Seereise im Juli die Hafenstadt Busan an der Südküste der koreanischen Halbinsel. An der Bugspitze des Schiffes hatte P. Trauner unbemerkt eine Wundertätige Medaille angebracht, um deutlich zu machen: Es war Maria, die ihn nach Korea führte!

Er war einer der ersten katholischen deutschen Missionare, die nach dem Koreakrieg (1950-1953) nach Südkorea kamen. Er fand ein armes Land vor, von der Wirtschaftskraft heutiger Tage war noch nichts zu spüren, und Busan war voller Flüchtlinge aus dem kommunistischen Nordkorea! Von Land und Sprache wusste der Priester nichts. Ein Student lehrte ihn die ersten koreanischen Sätze, das Essen war mehr als ungewohnt, sogar an Typhus erkrankte der Europäer. So waren die Anfänge für P. Trauner sehr schwierig, der später sprechen, ja denken und fühlen sollte wie ein Koreaner. Die Kirche, die er antraf, war klein und schwach, aber glaubensstark und dynamisch; die Gläubigen waren große Beter! Gerade dort am Hafen von Busan wurde ihm nach einem Jahr die erste Pfarrei anvertraut, inmitten der nordkoreanischen Flüchtlinge, von denen nur eine Handvoll getauft war. Die wenigen Katholiken bemühten sich schon bald unter großen Opfern um den Bau einer Pfarrkirche. „*Viele meiner Gläubigen haben damals ihre Wertgegenstände verkauft, um den Bau zu finanzieren.*“

Von Anfang an half P. Trauner eifrig, wo er nur konnte. Rastlos organisierte er Hilfsgüter aus Amerika und seiner Heimat, besuchte die Notleidenden, gläubig oder ungläubig, brachte Kranke in die Klinik und bezahlte mittellosen Jugendlichen das Schulgeld. Dies sprach sich schnell

herum, und bald schätzten ihn die Koreaner als ihren „*Vater der Armen*“.

Mit Vertrauen und Weitblick gründete P. Trauner 1962 ein Waisenhaus für die vielen Kriegswaisen, das später landesweit als das „*Haus der Liebe*“ bekannt wurde. Und als ihm 1965 ein deutscher Fabrikant zehn Nähmaschinen schickte, sah P. Trauner dies als Zeichen, die Handok-Berufsschule für Mädchen zu errichten. Eine deutsch-koreanische Schule folgte 1976 und nur ein Jahr später der Bau einer Geburtsklinik in Busan, in der vorwiegend ärmere Frauen fast kostenlos behandelt werden und bislang über 20 000 Kinder zur Welt kamen! Trauner war sich stets bewusst, dass all das Erreichte Gottes Werk war. Auf die Frage, was sein Wirken am meisten bestimmt hat, antwortete er schlicht und ehrlich: „*Die Verbindung mit Maria, dass ich ihr Sohn bin und mich ihr zur Verfügung stelle, auf ihre Führung vertraue und alles, was da kommt, ihr übergebe.*“

Am 15. August 1964 gründete P. Trauner das Fatima-Weltapostolat in Korea. Denn er hatte verstanden, dass Fatima der Schlüssel zur Wiedervereinigung Nord- und Südkoreas war - sein größtes Herzensanliegen! Die Bitte Mariens in Fatima um das Gebet für die Bekehrung Russlands dehnte er auf Nordkorea aus. Als Deutscher erinnerte er die Koreaner unermüdlich an das Wunder des Berliner Mauerfalls und die Wiedervereinigung Deutschlands, denn in den Herzen der Koreaner, die vom Wohlstand träge zu werden drohten, musste die Hoffnung auf die Wiedervereinigung durch das Gebet lebendig gehalten werden. P. Trauner sagte gern: „*Das Gebet ist unsere einzige Waffe. Ich glaube daran, dass wir mit dem Gebet die Wiedervereinigung Koreas ohne Blutvergießen erreichen werden. Es ist ja der Wille Gottes, dass das eine koreanische Volk, das getrennt ist, wiedervereint wird.*“ Im Blick auf Nordkorea war P. Trauner überzeugt: „*Dieses Land braucht eine Mutter, um zu Gott zu finden. Maria ist die Mutter der ganzen Welt. Wenn wir sie aufnehmen und uns von ihr führen lassen, dann führt sie uns den Weg des Friedens - aber durch das Kreuz!*“

So hatte P. Trauner schon 1974 begonnen, jährlich am 13. Mai bei Imjingak, in unmittelbarer Nähe zur nordkoreanischen Grenze, mehrere Tausend Gläubige zu einer Fatima-Messe und zum öffentlichen Gebet für die Menschen in Nordkorea zu versammeln. 40 Jahre rief der Fatima-Apostel seine südkoreanischen Gläubigen unerschütterlich zu diesen Gebetstreffen unter freiem Himmel zusammen, bis er am 7. Mai 2015 eine riesige Gebetserhörung erleben durfte: die Weihe der

Fatima-Friedenskirche bei Imjingak, nur einen Steinwurf weit von der Grenze zu Nordkorea entfernt! Die Genehmigung des Baus mitten im innerkoreanischen Grenzgebiet hatte sich enorm schwierig gestaltet, bis ein Brief an den Kriegsminister endlich das ersehnte Okay brachte. *„Ich hatte einfach keinen anderen Traum, nur diesen: dass Maria dieses kommunistische Land in ein Volk Gottes verwandelt!“*

Quellen: siehe S. 42

Am Fest Maria Verkündigung 1986 gründete P. Trauner unter erheblichen Schwierigkeiten eine eigene Schwesterngemeinschaft, die „Schwestern des Unbefleckten Herzens Mariens“, die ihm in seinem Fatima-Apostolat zur unentbehrlichen Stütze wurden, vor allem durch ihr Gebet.

Es muss für P. Trauner an seinem Lebensende ein großer Trost gewesen sein, seine geistigen Söhne, die er zum Studium nach Rom geschickt hatte, damit sie einmal seine Mission weiterführen, noch als Priester bzw. Diakon zu sehen. Für P. Sanghee M. wie für den neugeweihten P. Damian M. war P. Trauner von Anfang an das Modell eines marianischen Priesters: „Wenn wir Probleme hatten, genügte es zu sehen, wie er alles von Maria erwartete. Sie war sein Alles. Seine Art, sich auszudrücken, war einfach, doch in dem, was er aus der Überzeugung seines Herzens sprach, spürte man eine besondere Gnadenkraft. Die Koreaner von Busan nannten ihn ‚den heiligen Mann mit den blauen Augen‘.“

P. Anton Trauner verstarb am frühen Morgen des 14. Oktober 2017 in Busan - genau an seinem 95. Geburtstag! Zeitgleich, im 14 000 km weiter westlich gelegenen Fatima, war es noch der 13. Oktober, der 100. Jahrestag der letzten Erscheinung der Rosenkranzkönigin, der P. Trauner als Fatima-Apostel sein gesamtes priesterliches Wirken geweiht hatte. An der Begräbnismesse in der Kathedrale von Busan, welcher der Diözesanbischof vorstand, nahmen zwei weitere Bischöfe, über 200 Priester und 4000 Gläubige teil.

„Werde zur Hostie!“

Von Jesus dem Hohenpriester lernt man, wie das Leiden zur Liebe werden kann. In diese „Hochschule der Liebe“ geht auf ganz intensive Weise der 53-jährige P. Filip Maria Antonín Stajner, ein tschechischer Dominikanertertiar. Seit 14 Jahren ist es dem schwerstkranken Priester nicht mehr möglich, selbst die Hl. Messe zu feiern. Dennoch ist das Leben für ihn lebenswert und ein Geschenk.

Als P. Filip im Jahr 2000 von seiner Krankheit Amyotrophe Lateralsklerose erfuhr, war er erst 36 Jahre alt. Bei dieser unheilbaren degenerativen Erkrankung des motorischen Nervensystems kann das Gehirn den Großteil der Muskeln nicht mehr steuern. P. Filip war klar: Mit der Zeit würde er weder sprechen noch schlucken und essen, ja nicht einmal mehr selbständig atmen können und völlig bewegungsunfähig werden. Am Ende würde der Tod durch Ersticken auf ihn warten. Doch seine Reaktion war erstaunlich: „Viele Male hatte ich als Priester schon über Krankheit und Tod nachgedacht und darüber oft zu Kranken, Sterbenden und deren Verwandten gesprochen, wie auch in der Kirche und bei Begräbnissen. Doch als ich meine Diagnose erfuhr, war mein erstes Gefühl Freude! Ja, Freude, dass Gott auf mich geschaut hat. Denn wie eine Volksweisheit sagt: ‚Den Menschen, den Gott besonders liebt, den besucht Er durch ein Kreuz.‘“

Anfangs schaffte P. Filip es noch allein, doch nach etwa einem Jahr konnte er kaum mehr gehen. Gleichgewichtsstörungen, Atembeschwerden und Schlaflosigkeit machten ihm bewusst: Ich brauche jemanden, der sich auf Dauer um mich kümmert. So bat er 2002 Jaromíra Machovcová, eines seiner Beichtkinder, um Hilfe. Und sie sagte gleich ja. „Die Ärzte gaben ihm nur mehr drei Monate zu leben. Also nahm ich ihn mehr oder weniger als Sterbenden bei mir auf und suchte ihm eine christliche Umgebung zu schaffen. Als Priester sollte er sich wenigstens noch in einem richtigen Daheim mit seinen Pfarrkindern austauschen

können.“ Aber der Kranke mit seiner unglaublichen Lebenskraft starb nicht. „In den ersten Jahren eignete er sich genaue Kenntnisse über seine Körperfunktionen an“, erzählt Jaromíra, die Mitglied der Legio Mariae ist. „Er beschrieb detailliert alles, was in seinem Körper aufgrund der Krankheit vorging, und gab mir gleichzeitig klare Anweisungen, was in welcher Lage zu tun sei. Eigentlich formte er selbst mich zu seiner Pflegerin.“ Als P. Filip noch sprechen konnte, entwickelte er für sich und Jaromíra vorausschauend eine Kommunikationsmethode, eine Art „Augensprache“, die zwar zeitaufwendig ist, aber funktioniert! So liest sie ihm seine Bedürfnisse und Wünsche im wahrsten Sinne des Wortes von den Augen ab und „ist unvergleichlich erfahren, umsichtig und regelrecht erfinderisch in der Pflege“, wie P. Filip dankbar betont.

Im Jahr 2005 erstickte der Kranke plötzlich, und es trat infolge eines Herzstillstandes der klinische Tod ein. Doch angeschlossen an einen Lungenventilator konnte er gerettet werden. Allerdings kann der Priester seither tatsächlich nur mehr mit den Augen „sprechen“. Jaromíra erinnert sich: „Ich fragte ihn auf der Intensivstation: ‚Wollen Sie wirklich am Leben bleiben, immer angeschlossen an einen Lungenventilator?‘ Mit den Augen gab er mir zu verstehen: ‚Ja.‘ Er wollte nur eines: zu Hause gepflegt werden. Das war für mich ausschlaggebend!“ Die große Beterin gab ihre Arbeit auf und ist seither rund um die Uhr hingebungsvoll für P. Filip's Pflege da! „Ich bin von

der Wahrhaftigkeit dieses Priesters sehr berührt. So ein Leben ist es wirklich wert, gelebt zu werden! Die Krankheit überraschte ihn völlig, aber er hat sich nicht davon umwerfen lassen. Er sieht, hört und denkt völlig normal; auch die inneren Organe arbeiten. Meist beginnt sein Tag um fünf Uhr früh mit der Morgenpflege und dem ‚Frühstück‘ mittels einer Magensonde. Darüber kann P. Filip sogar scherzen: ‚Es ist ein Vorteil, dass mir die ‚gebratene Gans‘ direkt in den Magen fliegt.‘ Und wenn die Schmerzen nicht zu stark sind, arbeitet, betet und liest er oft bis Mitternacht.“

Tagsüber kommt auch viel Besuch: seine Eltern, Geschwister mit Familien, Freunde, Priester, Rat- und Trostsuchende von nah und fern. P. Filip übersetzte sogar schon einige geistliche Bücher aus verschiedenen Sprachen ins

Tschechische und diktierte sie Jaromíra per Augenkommunikation. Seit zwei Jahren kann er mit seinen Augenmuskeln, durch Zwinkern und Fixieren einzelner Buchstaben auf der großen Tastatur seines Computerbildschirms, direkt Worte formen, die der Computer dann sowohl laut „spricht“ als auch schreibt. So „komponiert“ P. Filip Sätze und E-Mails. „Sehr gerne schreibe ich Predigten, die ich Freunden und Bekannten sende und ins Internet stelle, wenn ich schon selber keine halten und nicht die Hl. Messe feiern kann. Wenn sich Menschen mit ihren Anliegen schriftlich an mich wenden, helfe ich ihnen mit Freude als Seelsorger und Priester.“ Und Jaromíra ergänzt: „Wenn Kranke mit ihren Problemen kommen und sehen, wie sehr P. Filip selbst leidet, werden sie oft ganz still. Tagsüber betet er auch sehr viel und hört das Neue Testament von einer CD und auch Biographien über Heilige.“

Obwohl die Ärzte P. Filip Stajner einen raschen Tod vorausgesagt hatten und er nach spätestens eineinhalb Jahren nicht mehr auf Erden hätte sein sollen, lebt er mit seiner Diagnose nun schon 17 Jahre lang und hat dabei seinen Humor nicht verloren!

P. Filip, der unsere Gemeinschaft schon länger kennt, war im Advent 2017 trotz schlechter körperlicher Verfassung sehr gerne bereit, uns in einem E-Mail-Interview einige Fragen zu beantworten. Er tat es in perfektem Deutsch.

Als Sie von Ihrer Krankheit erfahren haben, reagierten Sie mit Freude. Wie erstaunlich! Weshalb sind Krankheit und Schmerzen für Sie ein Grund, sich zu freuen?

P. Filip: Hier auf Erden kann man nicht ohne Leiden lieben. Ich wollte Gott aus meinem ganzen Herzen lieben und sah in der Krankheit die Erfüllung meiner Gebete.

Was bedeutet die eucharistische Gegenwart des Herrn für Sie als kranker Priester?

P. Filip: Die schrecklichste Form von Leiden ist die Einsamkeit. Ich habe das Allerheiligste immer in meinem Zimmer bei mir und empfangen täglich einige Tropfen des Kostbaren Blutes in meinem Mund. Der eucharistische Herr ist der Sinn meines Lebens und meines Priestertums.

Wie leben Sie Ihr Priestertum seit fast 17 Jahren unbeweglich im Bett?

P. Filip: Ich erinnere mich oft an die Worte meines Bischofs bei der Priesterweihe: „*Und du selbst werde zur HOSTIE!*“ Und so bete ich jeden Tag mein „Per ipsum, et cum ipso, et in ipso“, „Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm“, auch wenn ich es nicht mündlich ausspreche.

Haben Sie für Ihr Priestertum in diesen 17 Jahren etwas noch tiefer verstanden?

P. Filip: So ein Leiden ist nur verständlich in den Begriffen der „Miterlösung“ und des „Miterlöser-Seins mit dem Erlöser“. Aber es ist auch für mich ein großes Geheimnis des Glaubens! Deshalb bin ich schon seit 53 Jahren dabei, die Demut zu lernen, und habe es bis jetzt noch

nicht ganz geschafft. Man sagt, der Stolz stirbt erst eine halbe Stunde nach dem Tod. Aber die Krankheit und die Ohnmacht kann ich sehr gut als die „Universität der Demut“ nützen, denn es braucht viel mehr Demut, sich bedienen zu lassen, als selber zu dienen.

Welche Rolle spielt die Gottesmutter in Ihrem Priesterleben?

P. Filip: Die Jungfrau Maria liebe ich von Kindheit an besonders wegen Fatima. Seit meinen Studienjahren verehere ich sie unter dem Titel „Miterlöserin“, und heute verstehe ich ihre Rolle als Miterlöserin mit Christus noch viel besser. Ihre Mission als Miterlöserin verdeutlicht sich mir auch dank meiner Pflegerin Jaromíra. Sie kümmert sich seit über 15 Jahren in ihrem Haus um mich; sie leidet mit mir und opfert mein Leiden innerlich und auch äußerlich mit mir auf. Immer steht sie mir zur Verfügung. All die Jahre hatte sie nie Urlaub oder Exerzitien.

Was tun Sie, wenn Sie physisch und seelisch ganz unten sind?

P. Filip: Ich bete immer den Rosenkranz. Und wenn ich unfähig bin zu beten, wiederhole ich im Geiste: „*Jesus, ich liebe Dich. Maria, ich liebe dich*“, und ich tröste mich in jeder Situation: „*Der gute Gott hat das erlaubt.*“ Oder ich denke an das Pauluswort im Korintherbrief: Gott ist treu, und wir werden nicht über unsere Kraft geprüft.

Nie habe ich mir gewünscht, dass die Geräte abgeschaltet werden. Nein, so unverschämt bin ich nicht, dass ich mich aus Eigenwillen vor das

Gericht Gottes stellen will. Aber ob ich mir jemals gewünscht habe, dass die Leiden des Körpers und des Geistes aufhören? Ja, das schon!

Erfüllen Sie eine innere Mission, ein Apostolat?

P. Filip: Natürlich. Jaromíra hebt meine Hand tagsüber viele Male zum Segnen, und wir beten viel zusammen. Sehr gern habe ich auch die ruhigen Nachtstunden. Ich schlafe nicht viel, so spreche ich nachts mit Gott und pilgere betend durch die Welt. Das freut mich.

Ist in Ihren Augen auch das Hilflos- und Ausgeliefert-Sein, das Dulden, das Aushalten und Aufopfern der Schmerzen ein priesterliches Apostolat, das Sie ausüben?

P. Filip: Selbstverständlich! Ja! Wobei das Gefühl der absoluten Abhängigkeit wirklich schwer zu ertragen ist. Zum Glück habe ich die Sicherheit der Liebe derer, die sich um mich kümmern.

*U*m ehrlich zu sein: Ich hätte schon den Wunsch, noch einmal am Altar zu stehen, mit meinem Mund zu predigen und so manchen Seelen als guter Hirte zu dienen. Aber Jesus Christus ist der Einzige, der entscheidet, wie ich dienen soll. Aus meinem ganzen Herzen sage ich Ihm: „*Ja!*“

Sagen Sie bitte unseren Lesern ein abschließendes Wort!

P. Filip: Das möchte ich dadurch tun, indem ich allen Lesern gerne meinen priesterlichen Segen erteile.

P. Filip M. A. Stajner

weitere Quellen: siehe S. 42

Eine priesterliche Familie

Als einzige Antwort auf die immer dramatischere Not des Priestermangels gebietet unser Herr: „Bittet den Herrn der Ernte!“ Mit welcher Natürlichkeit priesterliche Berufungen in einer betenden Familie heranreifen, das zeigt in beeindruckender Weise das Beispiel der Familie Sievers aus Westfalen. Obwohl die Eltern zunächst evangelisch waren, wurden fünf der neun Kinder Priester, unter ihnen Pfarrer Gerhard Sievers, den wir im November 2017 besuchten.

Sein Vater, der westfälische Arzt Dr. Eberhard Sievers, war evangelisch getauft, jedoch nicht praktizierend, ebenso wenig wie seine Frau Irma. Ohne ihr Wissen näherte er sich aber immer mehr dem katholischen Glauben an. Schließlich begegnete er dem bedeutenden Konvertiten Heinrich Spaemann, der den 30-Jährigen 1941 in die katholische Kirche führte. Seine Frau war darüber so entsetzt, dass sie kein Wort mehr mit ihm sprach - sechs Wochen „Funkstille“!

Dann kam der entscheidende 2. Juli 1943, das Fest Mariä Heimsuchung. Auf dem Balkon ihrer Wohnung im zweiten Stock in Nordhorn kletterte der vierjährige Gerhard, ihr zweites Kind, beim Spielen auf die Balkonbrüstung und hielt sich an der Wäscheleine fest, die darüber gespannt war. Die Leine riss, und der Junge stürzte sechs Meter kopfunter in die Tiefe.

Als die Mutter ihn mit Schädelbruch in seinem Blut liegend fand, betete sie außer sich vor Angst: „Lieber Gott, wenn der Junge gesund wird, werde ich katholisch!“ Gerhard wurde tatsächlich gesund, und Irma Sievers trat noch im selben Monat, zwei Jahre nach ihrem Mann, in die katholische Kirche über. Das Fest Mariä Heimsuchung verband Mutter und Sohn lebenslang, ein Brief, Anruf oder Besuch fehlte an diesem Tag nie: „Ich danke ihr für die Schmerzen, die sie bei meiner Geburt für mich ertrug, und sie dankte mir für die Schmerzen, die ich für ihre Bekehrung erlitt. Die Geburt aus Schmerzen war also gegenseitig, geistig und körperlich. Ja, das war damals wirklich eine folgenschwere Heimsuchung. Mit ihr begann die intensive

Glaubensgeschichte unserer Familie.“

Heinrich Spaemann hatte Vater Sievers ein klares Verständnis der priesterlichen Berufung aller Getauften, besonders der christlichen Familie, vermittelt: die Familie als „Hauskirche“, wo das Kirchenjahr bewusst gefeiert wird und wo die Liebe und der Glaube gelebt und weitergegeben werden. Und die Familie wuchs stetig! „Meine Eltern beschlossen: Jedes Kind, das sich zeigt, werden wir annehmen.“ Nach neun Jungen, von denen der letzte früh starb, kam als zehntes Kind „endlich“ ein Mädchen, das den Namen Maria erhielt. Pfarrer Sievers erzählt: „Der Mittelpunkt unseres sehr einfachen Familienlebens war Gott. Der Familientisch war der Ort, wo gebetet wurde. Jeden Abend, mit oder ohne Klavier, wurde gesungen und der Rosenkranz gebetet. Wir hatten eine Bibellese und sogar freies Gebet, was damals vor dem Konzil sehr unüblich war. Heute würde man so etwas Hausandacht nennen. Auch die Katechese geschah zu Hause. Als ich in die Schule kam, kannte ich die wichtigsten Geschichten von Jesus, den Aufbau der lateinischen Messe, so dass ich mitbeten konnte, und die wichtigsten Heiligen. Nie sind wir Kinder morgens aus dem Haus oder abends ins Bett, ohne mit Weihwasser von den Eltern den Segen zu bekommen.“

Alle neun Geschwister gingen vor dem fünften Lebensjahr zur Frühkommunion. „Das hat sich dann in einer sehr starken eucharistischen Frömmigkeit ausgewirkt, so dass wir

als Schüler auch werktags zur Hl. Messe gingen.“ Die Mutter führte sogar einen Beichtkalender für ihre Kinder. Damit die Abstände seit dem letzten Empfang des Sakramentes nicht zu lange wurden, erinnerte sie den einen oder anderen manchmal liebevoll: „Du warst zuletzt vor drei Wochen bei der Beichte. Willst du nicht mal wieder gehen?“

In diesem vom Glauben geprägten Familienklima, in dem die Kinder das gegenseitige Dienen in Liebe und Verzicht einübten, keimte in manchen der Jungen schon bald der Wunsch nach dem Priestertum.

„Wie hatte ich ernsthaft einen anderen Wunsch, als Priester zu werden. Er reifte bei mir zwischen dem siebten und zehnten Lebensjahr, als ich Ministrant war, und hat sich nie mehr geändert. Ohne großes Ringen und Hinterfragen hat er sich weiterentwickelt. Bei meinen Brüdern, die auch Priester geworden sind, wird das ähnlich gewesen sein. Dabei haben wir uns über dieses Thema innerhalb der Familie nie abgesprochen.“

Als Erster trat Ernst, der Älteste, bei den Afrika-Missionaren ein, den „Weißen Vätern“, die er im Internat kennengelernt hatte. 40 Jahre wirkte er als Priester in Ghana und Uganda.

„Seine Berufung“, sagt Gerhard Sievers als Zweitältester, „war für mich eine Anfrage, ob nicht auch ich für den Missionsdienst bestimmt sei. Doch die innere Antwort lautete eindeutig: ‚Nein, bleib im Bistum Münster!‘“ So zog Gerhard im Frühjahr 1959 ins dortige Priesterseminar. Kurz zuvor hatte die Familie die damals noch junge Fokolar-Bewegung kennengelernt, bei der Helmut, der Drittälteste, bereits mit Begeisterung mitmachte. Nur einen Tag nach seinem Abitur trat er der Laienbewegung fest bei und lebt heute als Fokolar-Priester in der Schweiz. Gerhard, der damals nur sichergehen wollte, dass sein Bruder nicht „einer Sekte auf den Leim gegangen“ war, nahm die Bewegung genauer unter die Lupe - und wurde von der Liebe und Spiritualität, die er dort antraf, selbst „angesteckt“! Allerdings entschied er sich

erst eineinhalb Jahre nach seiner Priesterweihe im Juni 1966, Fokolar-Priester zu werden.

Nachdem der Viertälteste in die Fußstapfen des Vaters trat und Medizin studierte, lernte Ludwig, der fünfte der Brüder, die Kleinen Brüder des sel. Charles de Foucauld kennen und wurde Priester in Japan. Joseph, der sechste, wiederum studierte Judaistik, wurde ebenfalls Fokolar-Priester und wirkt heute in Rom für die Kontakte mit den Juden. Wie aber reagierten die Eltern, als ein Sohn nach dem anderen den Weg zum Priestertum einschlug? „Meine Eltern freuten sich darüber. Sie wollten ja für Gott leben und sahen in unserer Berufung die Frucht davon.“ Sogar Maria, die einzige Tochter, wurde Pastoralreferentin in Kevelaer. „Als die Mutter ihren 90. Geburtstag feierte, konzelebrierten bei der Hl. Messe fünf ihrer Söhne.“

Eine eindrucksvolle Bestätigung für den außergewöhnlich priesterlichen Geist im Hause Sievers schenkte Gott 1986 durch eine schöne Fügung. Als der Vater mit 75 Jahren seine Praxis aufgab und nicht wusste, was nun mit dem großen Haus in Recklinghausen geschehen sollte, kam unerwartet eine Anfrage des gegenüberliegenden Elisabeth-Krankenhauses: Man wollte das Anwesen erwerben, um daraus das erste Hospiz Deutschlands zu machen! Das Wohnzimmer, wo die Familie so viel Zeit im Gebet verbracht hatte, wurde anfangs sogar zur Hauskapelle. „In meinem Elternhaus sind bisher etwa 3000 Menschen gestorben. Wenn einer von uns fünf Priestern nach Hause kam, konnte er dort die Hl. Messe feiern.“

Was besonders berührend ist: Beide Eltern erhielten unter dem Dach des Hospizes Wohnrecht auf Lebenszeit, und beide haben ihr Leben hier auch vollendet. Pfarrer Sievers durfte 1992 unmittelbar vor dem Heimgang seines Vaters an dessen Sterbebett noch die Hl. Messe feiern. „Als ich ihm auf einem goldenen Löffelchen etwas vom Kostbaren Blut in den Mund gab, sah er mich mit großen Augen an: Er war

ganz dabei und verstand, was geschah. Wenige Minuten nachdem die Messe geendet hatte, starb er.“ Ähnlich war es bei Mutter Irma

Sievers, an deren Bett 14 Jahre später ihr Priestersohn Helmut für sie das letzte Hl. Messopfer zelebrierte.

Bei Gerhard Sievers' Primizmesse 1966 in Recklinghausen ministrierten vier seiner Brüder. Die Predigt hielt Heinrich Spaemann, der einst Vater Sievers zum katholischen Glauben geführt hatte. 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, war Spaemann, Vater des großen zeitgenössischen Philosophen Robert Spaemann, nach dem Tod seiner Frau von Bischof Clemens August Graf von Galen in Münster zum Priester geweiht worden.

Für den 78-jährigen Fokolar-Priester Gerhard Sievers ist die Einheit der Christen nach dem Hohepriesterlichen Gebet Jesu „Vater, lass alle eins sein, damit die Welt glaubt“ nach wie vor innerstes Herzensanliegen. Deswegen zog er vor acht Jahren in das Ökumenische Lebenszentrum Ottmaring bei Augsburg, wo er derzeit mit sechs Fokolar-Priestern und einem evangelischen Diakon in brüderlicher Gemeinschaft lebt.

*Jesus, schenke mir die Gnade, kraft der Hl. Eucharistie
mich selbst ganz aus Liebe zum Opfer zu bringen.*

Gebet nach der Hl. Kommunion